



Leseprobe

Vladimir Zarev

Seelenasche

Roman

Übersetzt von Thomas Frahm

Nachwort von Thomas Frahm

ISBN (Buch): 978-3-552-06196-5

ISBN (E-Book): 978-3-552-06201-6

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06196-5>

sowie im Buchhandel.

Erstes Kapitel

1

Ein Strahlenbündel durchschnitt das Büro des Direktors und steigerte die Erscheinung zu schmerzhafter Klarheit. Das Gesicht des Mannes gegenüber lag in diffusem Dunkel. Christo sah es wie durch Rauchglas, eine feine Wolke verdampfenden Lichts. Der Mann strahlte eine sonderbare Müdigkeit aus, die einem suggerierte, dass man ihm heute Morgen gerade noch gefehlt hatte. Jeder Versuch Christos, auch nur in Gedanken Widerspruch einzulegen, musste ungehörig erscheinen. Hatte er das verdient, dieser überaus höfliche Mann? Er legte auch keine Eile an den Tag; wenn er schon einmal hier war, dann hatte er auch Zeit. Das gewünschte Ergebnis lief ihm ja nicht weg. Sein Gesicht war sonnenverbrannt, hatte die scharfen Züge eines Raubvogels und wirkte zugleich feminin überfeinert. Diese Mischung schuf eine Aura von Macht, die selbst die Hitze überwand, und von Unerbittlichkeit. Von Macht, die in alle Ritzen und Fugen drang, und *liebvoller* Unerbittlichkeit. Seine Augen hatten die grünliche Farbe eines abgestandenen Tümpels angenommen, und genau so versank man auch darin, langsam und unentrinnbar. Vielleicht waren sie blind, vielleicht sahen sie alles. Sein stiftkurz geschnittenes Haar schimmerte in einem edlen Silberton, die Finger seiner Hände waren feingliedrig und lang und endeten in gepflegten Nägeln, die nicht einfach weiß waren, sondern von einer aufdringlichen, sterilen Reinheit.

»Kann ich ein paar Tage darüber nachdenken?«, fragte Christo.

»Nein«, antwortete der Mann, lachte dröhnend und stieß seine aufgebrauchte Zigarette in die Untertasse. Rauchen im Büro der Schuldirektorin – das war ansonsten ein Ding der Unmöglichkeit, und dies unterstrich in besonderer Weise seine unsichtbare, aber umso aufdringlichere Macht.

»Aber ich weiß ja noch nicht einmal Ihren Namen.«

»Major Grigorov«, erwiderte der Mann in einem Ton, als sei er von dem Klang seines Namens selbst ganz überrascht. »Iwan Grigorov, verehrter Genosse Weltshev.«

Dieses »Genosse« begleitete er mit einem gewissen Spott in der Stimme, der zugleich sagen wollte: Nun kommen Sie schon, machen Sie es nicht so spannend! Dann bekommen Sie auch eine von meinen Zigaretten! Er rauchte Marlboro 100 im Softpack, die man nur in Korekom-Geschäften oder in den Duty-free-Shops am Flughafen bekam.

»Wir haben jetzt gerade Mathe«, sagte Christo dümmlich und wurde rot.

»Tatsächlich?«

»Genosse Petkov wollte mich heute an die Tafel holen.«

»Das macht er dann in der nächsten Stunde.«

»Er ist bestimmt total wütend.«

»Keine Sorge, Genosse Weltshev, Ihr Mathematiklehrer wird sich schon wieder einkriegen.«

Dieses Wort »einkriegen« klang eher nach Krieg und Einsatzbefehl als nach Frieden und Waffenstillstand. Petkov, ihr Mathelehrer, war ein glatzköpfiger, korpulenter Mann, der immer, sogar im Winter, schwitzte. Er verströmte das Ungestüm eines Mannes, der an der Schwelle zu einer bahnbrechenden Entdeckung stand. Vielleicht nannten die Schüler ihn ja wegen dieses konzentrierten Ungestüms »der Bison«.

Bei der letzten Klassenarbeit hatte Christo alle fünf Aufgaben von seiner Mitschülerin Galia abgeschrieben; der Bison musste ihm ein *Sehr gut* geben, hatte diese Benotung aber mehrfach wütend unterstrichen und ihm angekündigt, ihn über den gesamten Stoff an der Tafel zu prüfen. Bis zum 24. Mai, dem Fest der bulgarischen Schriftkultur, an dem die elfte Klasse endete, waren es keine vier Wochen mehr. Mit gefälschten Krankenscheinen und sonstigen Tricks hatte Christo seinen Kopf bisher aus der Schlinge ziehen können, doch für heute hatte er keine Entschuldigung. Er schlug sich achtbar in Trigonometrie, weil er Privatstunden bei Galias Mutter genommen hatte, aber das Übrige? Die Angst saß in seinem Kopf wie kaltes Gebein. In der großen Pause vor der Mathestunde hatte er sich in der Kantine eine Flasche sämigen Weizenbranntwein gekauft,

dessen Flüssigkeitsanteil sich sofort in den süßlich-klebrigen Schweißfilm seiner Angst verwandelte. Der Bison schloss das Klassenbuch mit einem Schlag, als knalle er eine Tür zu; dann öffnete er sein zierliches Notizbuch mit den Benotungen, schaute Christo durch die Hornbrille an – und genau in diesem Moment war der Pedell ins Klassenzimmer getreten.

»Ein Christo Weltshev anwesend?«, fragte er mit näselnder Stimme. »Soll sofort zur Direktorin kommen.«

Die Ilieva empfing ihn mit der Ehrwürde einer Äbtissin, die zugleich an Gott und an den Sozialismus glaubte. Sie war eine Frau, die sich jedweden höheren Befehl zu unterwerfen bereit war, die aber auch selbst Befehle zu erteilen und andere zu bestrafen begehrte. Indem sie bei Christos Eintreten Kaffee aus dem türkischen Stieltöpfchen in die Tasse vor dem Unbekannten goss, wies sie ihren Schüler hin auf den, mit dem er es gleich zu tun haben würde.

»Christo, der Genosse hier möchte mit dir sprechen«, sagte sie. Dann wandte sie sich mit ergebenem Blick an den Genannten: »Ich lasse Ihnen drei Päckchen Zucker da.«

»Oh, Sie verwöhnen mich ...« Da hörte er sie zum ersten Mal, diese Stimme voller Überdruß. Noch konnte er das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Noch war es nur eine undeutliche Silhouette in einer Garbe gleißenden Sonnenlichts; doch er spürte schon, dass das, was ihm jetzt widerfahren würde, etwas Einschneidendes war, für das man sich ein Leben lang schämte wie für starken Körpergeruch.

»Und? Sind Sie einverstanden?«, riss Major Grigorov ihn aus seinen Gedanken.

Sein Wunsch, sofort aufzustehen und demonstrativ das Dienstzimmer der Direktorin zu verlassen, mischte sich mit dem Horror davor, dann in die Mathematikstunde zurückzumüssen. Der Schweiß, der ihm von der Stirn rann und unter den Achseln klebte, roch süß-säuerlich nach dem dickflüssigen Weizentrunk aus der Pause – und nach der Todesangst des Tiers, das in der Falle steckte.

»Wir wenden uns an Sie, weil Ihr Großvater Christo Assenov Weltshev einer der Organisatoren des Septemberaufstandes in der Widi-ner Gegend war«, sagte Grigorov und stieß (was eine effektvolle Pause

ergab) matt lächelnd ein paar Rauchwölkchen aus, »und Ihr Vater, Alexander Weltschew, ist unser Genosse, Jura-Professor an der Sofioter Universität, und Eleonora Weltscheva« (war es Zufall oder Absicht, dass er sich mit dem Namen seiner Mutter vertat?) »ist Rechtskonsultantin bei ChimImport ... Verstehen Sie: Wir und Sie kommen aus demselben Stall.«

Nach diesen Worten reichte er geschickt noch einige graue Rauchkringel aneinander und verlieh auf diese Weise seiner Geringschätzung für den ganzen Rest der Welt Ausdruck. Und als Christo gerade absagen oder vielmehr darum bitten wollte, die Sache doch bis nach dem Abitur aufzuschieben, da richtete Grigorov, der die Absichten des Jungen und sein Verlangen spürte, einmal an einer echten West-Zigarette zu ziehen, seine aufmerksamen, aber trüben und trägen Augen auf ihn und sagte mit perfektem Timing:

»Stecken Sie sich ruhig eine an. Ich bin ein Mensch mit modernen Ansichten. Außerdem: Mein missratener Sohn ist erst in der Neunten und raucht schon ...«

Christo sog den Rauch so gierig ein, dass er erst beinahe husten musste, dann durchflutete ihn segensreich die Erleichterung, und er hörte sich sagen mit einer Stimme, als wäre er ein anderer:

»Gut, Genosse Grigorov.«

»Na dann, mein Junge«, sagte der Mann mit unverändert freudloser Stimme, »morgen wird Leutnant Petrov sich bei dir melden. Ihr werdet euch in einem Quartier auf der Biglastraße treffen. Dort wird er dir alles Nötige erklären.«

Mit einer an Geringschätzung kaum zu überbietenden Geste trank Major Grigorov seinen Kaffee aus und seufzte. »Denk dir schon mal ein Pseudonym aus.«

»Pseudonym?«

»Alle unsere Informellen Mitarbeiter stehen unter Geheimhaltung und werden unter einem Tarnnamen geführt.«

»John Lennon«, stieß Christo spontan aus und wurde rot.

»Ich hätte dir zwar Boiko oder Janko vorgeschlagen«, lachte Grigorov dröhnend, »aber John Lennon geht auch. Ich bin, wie gesagt, ein Mensch mit modernen Ansichten.«

Dieser Traum quälte ihn nun schon seit Jahren und gehörte inzwischen so sehr zu ihm wie sein Kleinmut. Christo wollte sich endlich von ihm befreien, daraus erwachen, doch selbst im Schlaf wusste er, dass dieses fiese Gespräch im Zimmer der Schuldirektorin wirklich stattgefunden hatte, denn er träumte Einzelheiten, die man sich nicht einfach so ausdenken konnte, und die sich umso bedrohlicher aufluden, als er sie um jeden Preis vergessen, ausradieren, abwaschen wollte, ja, abwaschen wie peinlichen Körpergeruch.

Wann hatte das bloß angefangen? Diese verfluchte Frage stellte er sich jedes Mal, wenn in seiner Vorstellung Grigorovs leeres Gesicht auftauchte, ein Schatten im grell durchs Fenster hereinscheinenden Licht. Wann, zum Teufel nochmal? Erinnerungen überkamen ihn, Erinnerungen aller Art, meist intime, manchmal gar beschämende, doch sie alle wurden fortgeweht wie trockene Blätter von dieser einen, überdeutlichen, entscheidenden Erinnerung, die sich ihm glühend in sein Bewusstsein eingepägt hatte.

Es war in dem Sommer gewesen, bevor er eingeschult wurde. Sie waren in Pomorie am Schwarzen Meer gewesen, dessen saphirblaues Glitzern zum Horizont hin verblasste. Das Städtchen roch nach gebratenem Fisch und verfaulten Früchten, nach Algen, Jod und Provinz-Ewigkeit. Die Vormittage verbrachte seine Familie am Strand, nachmittags gingen Ljuba, seine Mutter, und seine Tante Emilia im Sanatorium zu den Heilschlamm-Anwendungen.

Emilia Weltscheva stand damals im Zenit ihres Ruhms als Schauspielerin; die Menschen folgten ihr mit Blicken voller Staunen und Bewunderung, hielten sie auf der Straße an und baten um ein Autogramm oder darum, sich mit ihr fotografieren lassen zu dürfen. Sie hatte ihre Tochter Dessislava dabei, ein verwöhntes, querköpfiges Mädchen, das drei Jahre jünger war als er und ihm ständig im Weg stand, wenn er am Ufer eine Sandburg bauen wollte.

Es geschah am Tag vor der Heimreise, kam völlig unerwartet und war erfüllt von einem mystischen Licht, in dem man verschmoren konnte. Als es passierte, vergnügte Christo sich gerade damit, mit einem Stöck-

chen einen Mistkäfer in eine Streichholzschachtel zu befördern, als auf einmal ein Wind aufkam, der genau auf die ihm zugewandte Seite des Sanatoriums wehte. Mit einem Stoß öffnete er das Türchen der Kabine ihm gegenüber, und da – stand Emilia, seine Tante, nackt, nur von Heilschlamm bedeckt, als habe der Schöpfer sie gerade aus Erde geformt. Beschieden von der Sonne, glich sie einer wunderbaren Statue. Sie hatte sich gerade unter die Dusche gestellt, und eine langsame und süße Metamorphose begann: Das Wasser entkleidete, enthüllte sie und gab ihr ihre Lebendigkeit zurück. Zuerst traten ihre weizenblonden Haare zutage und flossen über ihre Schultern; dann folgten ihre wohlgeformten Schultern und schließlich die Schenkel, die an ein Trinkgefäß gemahnten. Sie wandte sich um, dabei gerieten ihre vollen, elastisch und leicht hängenden Brüste ins Schaukeln, deren Warzen die Farbe von Kaffeebohnen hatten. Sein Blick glitt über ihren sonnengebräunten Bauch und verhielt bei der Weiße jenes Dreiecks, das die Bikinihose hinterlassen hatte – Ahnung und Fortsetzung von etwas Geheimem, Verbotenem, nun aber vom Licht Herbeigerufenem, geschmückt von einem messingblonden Kranz, der Schmerz in seinen Lenden hervorrief. Ein Ächzen entrang sich ihm. Christo stand wie gebannt da, selbstvergessen und erschütternd allein, mit zusammengekniffenen Augen und offenem Mund. Er war Zeuge eines Wunders gewesen! Er hatte der Metamorphose einer Göttin beige-wohnt, die – nach dem Abwaschen des Statuenscheins der Ewigkeit – zu einer sterblichen Frau geworden war.

Erst in diesem Moment bemerkte Emilia die offene Kabinentür. Ihr Ausruf des Erschreckens klang intim, wie nur für ihn bestimmt. Instinktiv bedeckte sie ihre Blöße mit den Armen, half ihm dadurch aber nur, den Rest auch noch zu sehen. Als sie zu sich kam, lächelte sie, murmelte: »Gut, dass keine Männer da sind!«, und schlug die Tür zu. Vielleicht verriegelte sie dabei auch sein Herz.

Christo wusste nicht, dass er verliebt war, also dachte er in der folgenden Nacht, er sei krank. Er warf sich herum, glühte, als habe er Fieber, und konnte bis zum Morgen vor Aufregung nicht einschlafen. In dem, was er erlebt hatte, war nichts Erotisches, nichts, was auch nur entfernt an Erregung und Fleischeslust erinnerte; was er gesehen hatte, war vielmehr, wie etwas Irdisches und etwas Geistiges, eine Frau und eine

Göttin, sich in Metamorphose begegnet waren. Ihr sich enthüllender Körper, ihr *Sichumkleiden in Sonnenlicht und Wasser* hatten sich tief in sein Gedächtnis, ja sein ganzes unschuldiges, unerfahrenes Jungenleben eingebrannt. Er träumte dieses Bild fortan auch mit offenen Augen. Es überraschte ihn, wenn er mit anderen Jungs auf dem Hof Ball spielte, während er ein Marmeladenbrot frühstückte, in der Schule, beim Fußball-Training.

Er begann, Bilder von Emilia auszuschneiden und zu sammeln, aus Tageszeitungen, aus den *Filmmnachrichten*, aus den Zeitschriften *Frau aktuell* und *Rosa*. Er sammelte sie mit jener Leidenschaft, mit der sein Vater seinerzeit Kräuter und Heilpflanzen zu einem Herbarium zusammentrug, von dem niemand etwas hatte. Christo herbariierte ebenfalls etwas, nämlich den Augenblick der Offenbarung in all seinen Facetten. Seine Tante verwandelte sich auf den Hunderten von Bildern, die sie auf der Bühne oder in Filmen zeigten, und auf diese Weise erhielt Christo seine Vision des Augenblicks und vor allem seine Liebe lebendig. Mit den Jahren belud sich die Erinnerung mit Details, und je unüberschaubarer sie wurde, desto mehr steigerte sich sein Gefühl der Verzückung. Das Vorgefühl einer kommenden, verstörenden Empfindung in seinen Lenden veranlasste ihn, diesen unerreichbaren Körper immer hemmungsloser, mit der Phantasie eines noch unerfahrenen Lüstlings zu betrachten. Er strengte seine Einbildungskraft an, um zu sehen, ob er nicht auch im Gedächtnis behalten hatte, was unter dem messingglänzenden Schamhaar war, stellte sich vor, wie er Emilias Brüste streichelte, die verlockend weiß und unberührt von der Sonne geblieben waren; dann zog er ihr in Gedanken schwarze Strümpfe mit roten Strapsen an, wie jene primitiven Nutten sie trugen, die vor den Markthallen und am Bahnhof billig eine Suppenkelle Liebe verkauften. Jede reale Begegnung mit seiner Tante war verstörend für ihn; doch die anderen deuteten seine verräterische Anspannung, die er nicht unter Kontrolle bekam, als Begeisterung über ihr Talent als Schauspielerin. Er begehrte sie, oder vielmehr: *er begehrte nicht sie, sondern die Erinnerung, das Sich-Erinnern* an jenen Moment im Sommer vor seiner Einschulung ...

Als Galias Mutter begann, ihm Nachhilfeunterricht in Mathematik zu geben, spürte sie wohl, dass er noch unberührt war. Er wiederum spürte

erst ihre Neugier, dann die Wallungen der vernachlässigten Frau, und schließlich erschütterte ihn ihre Ähnlichkeit mit seiner Tante. Eines frühen Abends zur Zeit der Fliederblüte (Galia war auf einer Klassenfahrt ins Museumsdorf Kopriwtschiza) leistete er keinen Widerstand, als sie ihn zu entkleiden begann und schließlich mitsamt seiner Erregung und Ungeduld auf das nächste Sofa bugsierte.

»Du bist wie er, genau wie er«, heulte sie ihm ins Ohr, erklärte aber nicht, welchen »er« sie meinte. Christo wusste, dass Galias Vater Pilot bei der Luftwaffe gewesen und vor Jahren mit seiner MIG 19 abgestürzt war.

Als er auf ihren aus der Form gegangenen Bauch kam, biss er in ihre runde Ringerschulter und stöhnte: »O Gott, Emilia ...«

»Ja, ich bin Emilia«, schloss sie ihn zärtlich in die Arme. »Du bist wie er, und ich bin deine Emilia.«

Doch selbst dieses Bacchanal voller Selbstverachtung befreite ihn nicht von der verzehrenden Erinnerung. Die Befreiung kam erst später, nach seinem Wehrdienst. In einem aber war Christo sich sicher: Diese betörende, blinde und unbefriedigte Liebe hatte etwas mit seiner verhängnisvollen Zusage im Zimmer der Schuldirektorin zu tun. Diese gemeine, zerrüttende, unmögliche Liebe hatte ihn unterworfen, ihm das Gefühl innerer Freiheit genommen, ihn des Rechts auf freie Wahl beraubt und ihn moralisch verkrüppelt. Nicht so sehr die Angst vor Mathelehrer »Bison« und die Absurdität der Situation waren es, die ihn zu seiner Entscheidung gebracht hatten; diese Dinge hatte der vollendete Zyniker Grigorov ja bewusst inszeniert. Was ihn wirklich dazu bewogen hatte, Denunziant zu werden, war seine fortdauernde emotionale Unfreiheit.

Wenige Tage, bevor er seinen Wehrdienst antrat, schrieb Christo seinen ersten Bericht. Emilia war zu Besuch und trank im Wohnzimmer Campari mit seiner Mutter Ljuba. Seine Tante trug ein Plisseekleid mit recht freizügigem Dekolleté, das ihre straffen Körperformen unterstrich. Er trat ein und – errötete. Das wiederholte sich nun schon seit zwölf Jahren. Seine Hose beulte sich vorn verräterisch aus, sodass er gezwungen war, sich zu ihnen zu setzen. Ein unwiderstehliches Verlangen erfasste ihn, begleitet von jener sündigen Phantasie, die mehr ihn als sie erniedrigte. Er wollte sie nackt sehen, beschmutzt und von der Haut des Heilschlammes bedeckt; er wollte seinen Spott mit ihr treiben. Seine Liebe war

so unerträglich, dass er Emilia etwas antun, ihr schaden, ihr Schmerz zufügen wollte, so wie Schüler Mitschülerinnen schlugen, die ihnen besonders gefielen. Er lächelte, kehrte in sein Zimmer zurück und schrieb auf ein kariertes Blatt aus seinem Schulheft:

»In Gegenwart einer Gruppe angesehener Intellektueller erzählte die berühmte Schauspielerin Emilia Weltscheva folgenden politischen, staatsfeindlichen Witz: ›Die Limousine ist eine Art Luxusautomobil, in der sich in Vertretung des Volks die Volksvertreter befördern lassen.«

John Lennon«

Den Witz hatte übrigens nicht seine Tante, sondern seine Mutter erzählt.